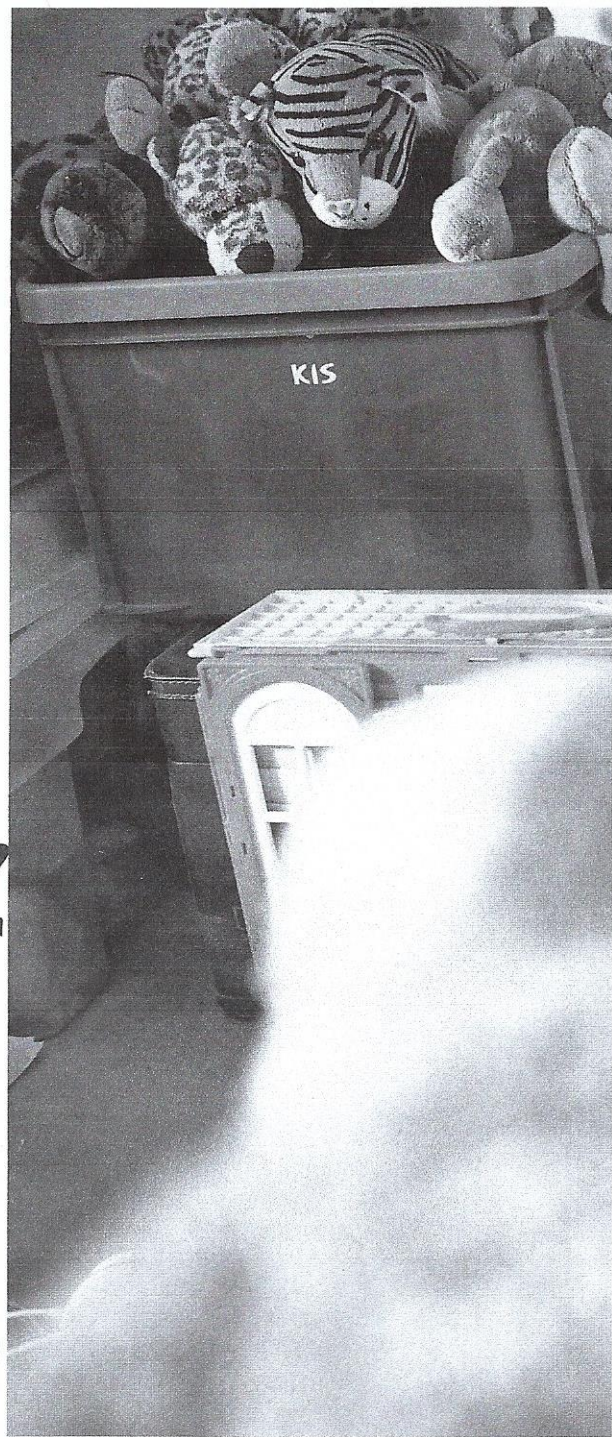


Kinder und Jugendliche verbringen ihr halbes Leben im Internet. Schon Volksschüler verfügen über Smartphones. Aber was widerfährt ihnen online? Müssen sich Eltern Sorgen machen? Nicht unbedingt – wenn sie ein paar Regeln befolgen.

Wissen Sie, was Ihr Kind im **Internet** macht?

VON IRINA ANGERER UND SEBASTIAN HOFER
FOTOS: MICHAEL RAUSCH-SCHOTT





Cleo Unterrichter, 9,

wohnt mit ihrer Mutter Atti, 48, in Vösendorf, an der Grenze zu Wien. Da Atti geringfügig als Sekretärin arbeitet, verbringt sie viel Zeit mit ihrer Tochter. Sie weiß, was Cleo online macht und welche Nachrichten sie bekommt, zum Beispiel jene vom Internetgeist MOMO. Anfang des Monats bekam Cleo einen Kettenbrief einer Mitschülerin via WhatsApp. Der Inhalt war eine Todesdrohung, durchsetzt mit Rechtschreibfehlern: „Falls du diese Nachricht nicht weiter schickst, weißt du was passiert. Also pass auf“, hieß es im Text. „Ich sage ihr immer, dass ich Kettenbriefe auch nie weiterschicke und mir noch nie etwas passiert ist. Ich versuche, mit meiner Tochter über alles zu reden“, sagt Atti. Cleo glaubt ihr: „Ich schicke das nie weiter.“ Öfter als ihr eigenes Handy nutzt Cleo ohnehin das Tablet

ihrer Mutter, auf dem sie täglich YouTube-Videos anschaut, am liebsten „BibisBeautyPalace“ und „Mias Pferdewelt“. Atti: „Einmal haben wir auch ein Video geschaut, in dem gezeigt wurde, wie man Knetschleim selber macht. So etwas finde ich toll. Die Kinder werden ermutigt, selbst etwas auszuprobieren.“ YouTube ist auch in Cleos Schule ein Thema; drei ihrer Klassenkameraden laden sogar selbst Videos hoch. Zudem sind fast alle auf Instagram, Snapchat und Musical.ly – Cleo aber noch nicht. „In ihrer Klasse sind alle etwas frühreif, was Social Media betrifft. Ich weiß, dass meine Tochter mit diesen Medien umgehen könnte. Aber ich finde nicht, dass sie das schon braucht. Ich wünsche mir, dass sie so lange wie möglich Kind sein kann“, sagt Atti.

CHRISTIAN FISCHER



„Man sollte Kinder nicht ins Internet lassen, ohne vorher mögliche Gefahren zu besprechen.“

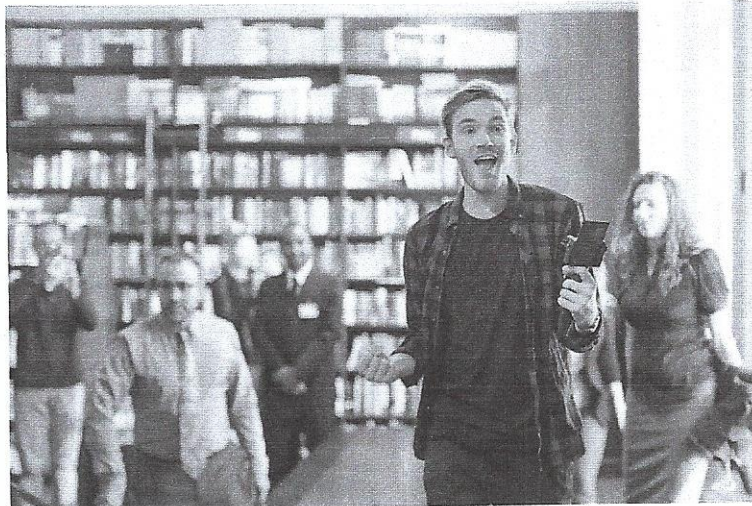
Elke Prochazka, „Rat auf Draht“

variieren. Laut einer Studie der steirischen Arge Jugend vom Vorjahr wenden Jugendliche im Schnitt 4,5 Stunden pro Tag für soziale Medien wie Facebook, Snapchat, Instagram oder WhatsApp auf. Eine Umfrage des Market Instituts unter oberösterreichischen Jugendlichen, ebenfalls aus dem Jahr 2017, kam auf einen (wohl unrealistischen) Durchschnittswert von lediglich 94 Minuten. 85 Prozent der 11- bis 18-Jährigen verfügen laut Market über ein eigenes Smartphone, 78 Prozent erscheint ein Verzicht darauf „unvorstellbar“. 87 Prozent haben im Kinderzimmer Internetzugang. Das Marktforschungsunternehmen Forsa erhob im vergangenen September für die deutsche Krankenkasse DAK die Social-Media-Nutzung von 12- bis 17-Jährigen und kam auf einen Mittelwert von 166 Minuten am Tag. Die kalifornische Nonprofit-Organisation Common Sense Media wiederum geht davon aus, dass Jugendliche heute bis zu neun Stunden täglich mit digitalen Medien aller Art verbringen. Etwa zwei Drittel aller amerikanischen 6- bis 12-Jährigen hat demnach ein eigenes online-fähiges Gerät. Das andere Drittel: eindeutig Außenseiter. Der Daumen ist längst zum wichtigsten Körperteil des zeitgenössischen Jugendlichen geworden. Aber was machen sie wirklich in diesen 94 oder 166, womöglich sogar 540 Minuten? Was widerfährt ihnen online?

STARS WIE DU UND ICH
YouTube-Größen wie Viktoria und Sarina oder PewDiePie erreichen ein Millionenpublikum.



AMP/PICTURE ALLIANCE/PICTUREBESK.COM



J. COINNESS/WIREIMAGE/GETTY IMAGES

Common Sense Media schwant jedenfalls Schreckliches: „Unsere Kinder werden von Bots, Fake News, Hassbotschaften und Apps überflutet, die ihre digitalen Identitäten abgreifen.“ Zudem mache man sich „wachsende Sorgen über die Rolle, welche die digitale Technologie in der Entwicklung von Depressionen, Angsterkrankungen und sogar Selbstmordraten bei jungen Menschen spielen kann“. Tatsächlich deuten US-Studien, die psychiatrische Kennzahlen aus den Jahren vor der Markteinführung des iPhones mit den aktuellen Statistiken vergleichen, auf alarmierende Veränderungen hin: Die Selbstmordrate unter 15- bis 19-Jährigen stieg bei Jungen um 31 Prozent, bei Mädchen um über 100 Prozent. Ob ein ursächlicher Zusammenhang oder eine zufällige zeitliche Überschneidung vorliegt, bleibt offen.

Auch die DAK-Studie attestierte 2,6 Prozent der 12- bis 17-Jährigen (3,4 Prozent der Mädchen und 1,9 Prozent der Jungen) einen problematischen Umgang mit sozialen Medien: Sie wären nach der standardisierten „Social Media Disorder Scale“ als gefährdet einzustufen, weil sie etwa soziale Medien nutzen, um nicht an unangenehme Dinge denken zu müssen, oder sich unglücklich fühlen, wenn sie keine sozialen Medien nutzen können.

„In unsere Universitätsambulanz kommen viele besorgte Eltern, und ich merke, dass Social Media als besonders problematisch wahrgenommen werden“, sagt der Wiener Psychotherapeut Dominik Batthyany, Leiter des Instituts für Verhaltenssuchte an der Sigmund Freud Privatuniversität: „Aber das ist nur ein Aspekt von vielen. In Wahrheit ist das Internet ein großer Raum voller verschiedener Angebote, die unterschiedliche Suchtpotenziale haben, weil sie unterschiedliche Bedürfnisse befriedigen.“ Viele der Eltern, die Batthyany's Beratungsstelle aufsuchen, machen sich allerdings unbegründete Sorgen. Nur weil der 14-Jährige lange Nächte mit „World of Warcraft“ verbringt, muss er noch lange nicht süchtig sein. „Sucht ist kein Virus, der einen gesunden Menschen krank macht. Sie muss auf einen fruchtbaren Boden fallen. Unter einer Abhängigkeit stecken immer tiefer verwurzelte Probleme.“ Prävention bleibt trotzdem sinnvoll. Der Experte empfiehlt, innerhalb der Familie möglichst früh verbindliche Online-Regeln aufzustellen: „Wann die Geräte ein- und abgeschaltet werden, wo sie benutzt werden. Diese Regeln sollen auch die Eltern betreffen und von den Jugendlichen mitbestimmt werden können. Rahmenbedingungen sind wichtig. Kinder und Jugendliche haben noch keine ausgeprägte Impulskontrolle. Sie können das nicht alles selbst regulieren.“

Aus psychiatrischer Sicht ist Facebook also wohl eher nicht ansteckend. Das ändert leider nichts daran, dass Kinder, angefixt von tagelangen Snapchat-Streaks, ein verzerrtes Bild von Freundschaft erwerben; dass Instagram ein fiktives Glamour-Leben glorifiziert und die eigene Realität vergleichsweise grau erscheinen lässt; dass WhatsApp ganze Klassengemeinschaften zersetzt. Online-Probleme müssen nicht krankheitswertig sein, um Kindern das Leben schwer zu machen.

Elke Prochazka kennt solche Probleme zur Genüge. Die Psychologin arbeitet für die Beratungsstelle Rat auf Draht. „So gut wie alles, was Jugendliche belastet, ist heute mit digitalen Medien verwoben. Das heißt aber nicht, dass alle diese Probleme eine digitale Ursache haben. Wenn heute jemand per WhatsApp-Message verlassen wird, ist das kein Online-Problem.“ Eine echte Gefahr sieht die Psychologin allerdings bei der Frage der sexuellen Belästigung und des Cyber-Groomings, also der Anbahnung sexueller Handlungen im Internet. „Wir haben dazu Anfang des Jahres eine Studie gemacht, bei der klar wurde, dass es sich um ein Riesenthema handelt, das schon in der Volksschule beginnt. Und dass Kinder damit zu oft allein gelassen werden.“

In der Studie, für die 400 österreichische Jugendliche zwischen 11 und 18 Jahren befragt wurden, berichteten 40 Prozent der Mädchen und 15 Prozent der Jungen von sexueller Belästigung im Internet, vorwiegend in Form intimer oder sexueller Fragen oder durch die unerwünschte Zusendung von Nacktfotos oder Videos. Elf Prozent der Befragten wurden schon einmal online erpresst. Nur in 16 Prozent der Fälle wandten sich die Betroffenen an ihre Eltern. Die Mehrheit versuchte, das Problem selbst in den Griff zu bekommen. Prochazka: „So, wie die meisten Eltern ihr Kind nicht allein in die Volksschule gehen lassen, bevor alle Verkehrsregeln und möglichen Gefahrenquellen auf dem Schulweg durchdekliniert wurden, sollten sie ihre Kinder auch nicht ins Internet lassen, ohne die Gefahren vorher zu besprechen.“ Leider passiere das noch viel zu selten – entweder, weil Eltern gar nicht wissen, in welche Situationen ihre Kinder online kommen können, oder weil sie glauben, sie könnten diese durch schlichte Verbote beschützen: „Die Idee ist oft, das eigene Kind nur auf Plattformen zu lassen, wo nichts passieren kann. Man muss so ehrlich sein, zu sagen: Die gibt es nicht. Sie werden in unangenehme Situationen kommen. Das lässt sich nicht ignorieren.“

Dazu nur zwei rezente Beispiele: Ende Juli sorgte ein WhatsApp-Kettenbrief für unruhige Nächte in deutschsprachigen Kinderzimmern. Er begann mit der klassischen Grußformel „Hallo ich bin Momo und bin vor 3 Jahren verstorben“ und endete mit einer expliziten Todesdrohung für den Fall, dass der Brief nicht an 15 Freunde weitergeleitet werde. Und in der Vorwoche ging die beliebte Karaokevideo-App Musical.ly in der chinesischen Video-Plattform Tik Tok auf. Musical.ly stand wiederholt unter Beobachtung von Jugendschutzorganisationen, weil die lasziven Darbietungen der überwiegend deutlich minderjährigen „Musers“ offenbar auch pädophile Zuseher angelockt hatten.

Aber was können verunsicherte Eltern tun, denen das Smartphone ihrer Kinder, das sich halt leider nicht vermeiden lässt, weil das Kind sonst in der Schule zum Aussätzigen wird, zum pädagogischen Alptraum gerät? Guter Rat vom Staat: Unter dem Stichwort „Kinder vor ungeeigneten Inhalten schützen“ erklärt die Bürgerservice-Seite help.gv.at: ►



Julian R., 9,

aus dem Mostviertel war schon einmal auf Social Media berühmt – wenn auch ungewollt. Vor einem Jahr wurde er in einem Facebook-Posting des Ex-Bundespräsidenten Heinz Fischer erwähnt, nachdem er diesem eine Einladung zu seinem Kindergeburtstag geschickt hatte. Mutter Daniela (27) war überrascht, als sie von dem Beitrag erfuhr. „Ich habe gesehen, dass viele Menschen den Beitrag gelikt und geteilt haben und die Geschichte von mehreren Medien aufge-

griffen wurde“, sagt Daniela, die selbst Journalistin ist. „Es waren viele freundliche Kommentare darunter, aber auch nicht ganz so nette. Die wollte ich kaum lesen und Julian auch nicht zeigen.“ Später will Julian selbst einmal Bundespräsident werden, derzeit beschäftigt ihn aber etwas anderes: „Ich habe kein Handy. Das finde ich voll unfair. Ich will zu meinem zehnten Geburtstag unbedingt eines bekommen.“ Was er damit machen würde? „Auf YouTube Fußball-Videos schauen und ‚Clash Royale‘ spielen. Später vielleicht auch Ins-

tagram.“ Der Kompromiss bisher: „Julian darf fast täglich eine Stunde mein Handy haben. Ich finde es nicht schlimm, wenn er YouTube-Videos schaut. Aber es muss nicht sein, dass Kinder den ganzen Tag vor dem Kasten hängen.“ Bei Instagram ist Daniela skeptisch: „Die Hemmschwelle ist im Internet einfach geringer. Das habe ich ja auch bei den Kommentaren im Beitrag von Fischer gesehen. Alles muss man Kindern noch nicht zumuten. Wenn sie älter sind, sind sie einfach etwas gefestigter, was das angeht.“



„Beginnen Sie schon mit Ihren Jüngsten, Regeln zur Internetnutzung zu vereinbaren, sich gemeinsam im Internet zu bewegen und sich ihre Lieblingsseiten zeigen zu lassen. Gemeinsame Erfahrungen beim Internetsurfen erleichtern es, auch in Zukunft positive und negative Onlineergebnisse zu teilen.“ Trick 17 wird dagegen nicht empfohlen: „Auf das Internet zu verzichten oder die Nutzung radikal einzuschränken, kann ... keine Lösung sein. Darum ist es wichtig, Kinder aktiv auf die möglichen Risiken vorzubereiten.“

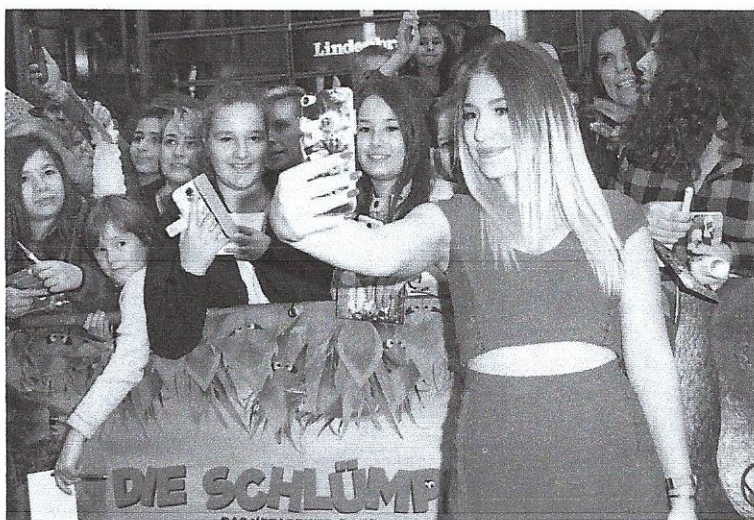
Dafür wiederum ist, unter anderem, Matthias Jax zuständig, Projektleiter von Saferinternet.at, einer Initiative zur Beratung von Jugendlichen, Eltern, Lehrern und Jugendarbeitern. Jax macht sich keine Illusionen darüber, dass ihm noch einige Arbeit bevorsteht: „Viele Erwachsenen meinen, dass der erste Medienkontakt dann passiert, wenn Kinder ihr eigenes Smartphone bekommen. Das ist leider ein Irrtum. Der erste Medienkontakt ist das YouTube-Video, das dem Zweijährigen auf dem Familientablet vorgespielt wird, oder die Fotogalerie, die die Dreijährige am Handy durchwischt. Ab dem Moment muss man sich mit dem Thema auseinandersetzen.“

Nur wie? „Zunächst einmal sollte man auch das eigene Medienverhalten hinterfragen. Es gibt Studien, die besagen, dass ein durchschnittlicher Erwachsener bis zu 150 Mal pro Tag auf sein Smartphone schaut. Dieses Vorbild nehmen Kinder eins zu eins auf. Und dann ist es wichtig, den Kindern ein gewisses Bauchgefühl dafür zu vermitteln, was online angemessen ist und was nicht. Das lässt sich nicht einmalig verordnen. Dazu muss man ständig im Gespräch bleiben.“ Handyverbote oder elektronische Jugendschutzfilter sind in diesem Prozess tendenziell kontraproduktiv. Verbote schwächen die Gesprächs- und Vertrauensbasis, elektronische Hindernisse werden in den meisten Fällen umgangen und sind allenfalls bei den Allerjüngsten sinnvoll.

Erstes Gebot: Kinder nicht allein lassen. Zweites Gebot: Ihnen aber auch nicht auf den Wecker gehen. Goldene Regel: Ehrliche Neugierde kann sehr viel bewirken. „Man kann Kinder und Jugendliche erstaunlich gut motivieren, indem man sie einfach bittet, einem ihre digitale Welt zu zeigen – indem ▶

Für Eltern:

1. **Gemeinsam entdecken:** Versuchen Sie, bei aktuellen Entwicklungen in der digitalen Welt am Ball zu bleiben, und probieren Sie angesagte Apps und Online-Plattformen selbst aus. Lassen Sie sich Dinge erklären. Gemeinsame Erfahrungen erleichtern es, über positive und negative Erlebnisse bei der Internet- und Handynutzung zu sprechen.
2. **Regeln vereinbaren:** Regeln über die Internet- und Handynutzung können z. B. die genutzten Inhalte, das Verhalten gegenüber anderen User/innen, den Umgang mit Bildern und persönlichen Daten oder die Kosten betreffen. Regeln sind nur dann wirksam, wenn Ihr Kind diese versteht und akzeptiert.
3. **Vorbild sein:** Leben Sie jenen Umgang mit digitalen Medien vor, den Sie auch von Ihrem Kind erwarten.
4. **Problematische Inhalte besprechen:** Bei jüngeren Kindern ist der Einsatz von Filterprogrammen eine sinnvolle Ergänzung. Je älter Kinder werden, desto wichtiger ist das Reden über Gewalt, Pornografie und Co. im Internet.
5. **Quellen kritisch hinterfragen:** Üben Sie mit Ihrem Kind, Informationen aus dem Internet durch Vergleiche mit anderen Quellen zu überprüfen. Auch Werbung ist für Kinder oft nur schwer zu durchschauen.



SELFIEMADE-MILLIONÄRIN
YouTuberin Bianca Heinicke, bekannt für ihren Kanal „BibisBeautyPalace“

man sich erkundigt, was sie online gerade tun und sich das vorurteilsfrei anschaut“, empfiehlt Jax: „Der Idealfall wäre, dass das Kind zu einem kommt, wenn es zum Beispiel in einer Snapchat-Story etwas Unangenehmes gepostet hat und das gern wieder löschen möchte – und wenn man dann selbst nicht erst nachgoogeln muss, was Snapchat heißt.“

Nana Siebert, stellvertretende Chefredakteurin des „Standard“, davor langjährige Online-Chefin von „Woman“, ausgewiesene Digital-Expertin und Mutter, hat aufgrund beruflicher Expertise gegenüber handelsüblichen Eltern sicher Startvorteile. Es bleibt ihr trotzdem nicht erspart, aktiv das Gespräch zu suchen. „Wenn Kinder für bestimmte YouTuber schwärmen, kann es sinnvoll sein, sich einmal selbst zwei oder drei Videos anzusehen oder wenigstens durchzuschicken. Ein ganzes hält man in der Regel ja im Kopf nicht aus. Aber man soll sich nicht der Illusion hingeben, dass man, wenn man es gerade für passend hält, sein Kind zum ‚guten Gespräch‘ bitten kann: Lass uns über Influencer reden!“

Der Erziehungsauftrag enthält auch ein Flexibilitätsgebot. Man muss am Ball bleiben, darf die Mitspieler aber nicht überdröbeln. Immerhin eines lässt sich allgemein festhalten: Über die haarsträubende Sonderbarkeit der meisten YouTuber-Clips braucht man sich wohl keine großen Sorgen zu machen. Der Verdacht, junge Teenager würden zu Zigttausenden auf irre Idole hineinfallen, dürfte unbegründet sein. Siebert: „Bloß nicht mit der Moralkeule kommen! Zu meiner Zeit gab es die ‚Bravo Girl‘, die wohl auch kein Intellektuellenmagazin war. Trotzdem ist man ein relativ vernünftiger Mensch geworden. Auch die schrecklichsten YouTuber sind übrigens in der Regel blitzgescheite Geschäftsleute, die schlicht eine Nachfrage erfüllen, indem sie eine Rolle spielen.“

Aber ist das ihrem Publikum auch wirklich klar? Wer vermittelt 11-Jährigen den Unterschied zwischen Fake News und Nachrichten, zwischen LeFloird, dem berühmten deutschen YouTuber, und Florian Mundt, seinem namentlich vergleichsweise unbekanntem Darsteller? „In der Öffentlichkeit werden Mediennutzung und Medienkompetenz gern verwechselt“, erklärt die Wie-

ner Sozial- und Kommunikationswissenschaftlerin Andrea Schaffar: „Es wird davon ausgegangen, dass junge Menschen Medien sehr gut nutzen können, weil sie wissen, wie ein Smartphone bedient oder eine App installiert wird. Das heißt aber noch nicht, dass sie auch medienkompetent sind.“ Das typische pädagogische Kompetenzgefälle (Eltern: wissen alles, Kinder: bekommen erklärt) löst sich online auf. Schaffar: „Die Rollen haben sich verschoben. Aber Cybermobbing auf WhatsApp wäre zum Beispiel ein klassisches Beispiel dafür, dass selbst Message-Dienst-Profis noch viel über soziale Prozesse lernen können und müssen. Es ist sehr anstrengend, aber eben auch unvermeidlich, Kinder durch ständiges Nachfragen und Besprechen dazu zu bringen, Inhalte kritischer zu hinterfragen. Das ist die Hauptkompetenz, um die es letztlich geht.“

Ob Kinder und Jugendliche diese Kompetenz besser zu Hause oder in der Schule erwerben, bleibt zwischen Eltern und Lehrern umstritten. In den Lehrplänen steht sie nicht. Medienkompetenz gilt als Querschnittsmaterie, die allen Fächern zugrunde liegt – vorausgesetzt, die Lehrer erachten es für wichtig. „Meiner Wahrnehmung nach ist hier noch sehr viel Luft nach oben“, meint die Kommunikationswissenschaftlerin Schaffar. Dabei ließen sich soziale Medien ganz prächtig auch in den schulischen Alltag integrieren. Taylan Cay, Klassenlehrer einer zweiten Volksschulklasse in Wien, plaudert aus der Schule: „Meine Klasse hat einen YouTube-Kanal, eine private Facebook-Seite und natürlich auch eine E-Mail-Adresse. Das macht so vieles so viel einfacher. Ich mache während des Unterrichts Fotos und Videos und stelle sie online – natürlich nur mit dem Einverständnis der Kinder und ihrer Eltern. So können die Eltern mitverfolgen, was in der Schule gerade passiert. 7-Jährige sind ja oft ein bisschen eisilbig, wenn man sie fragt, was sie heute in der Schule gemacht haben. Außerdem kann ich ganz easy Termine koordinieren. Oder ich filme Erklärungen für Rechenaufgaben ab, damit die Eltern mitbekommen, welche Materialien und Methoden wir verwenden. Und die Kinder können selber nachschauen, wenn sie etwas vergessen haben.“ Im Sachunterricht wird der Klassenrechner oder Cays Smartphone als Recherchewerkzeug verwendet. Steht ein Ausflug an, checkt man den Wetterbericht auf orf.at. Den Umgang mit Social-Media-Plattformen lernen die Kinder en passant. Quellen werden reflektiert, Online-Regeln gefestigt, Schein von Sein getrennt. „Das verstehen die ganz easy. Man muss wirklich nur mit ein bisschen Hausverstand an die Sache herangehen.“

Vergangenen Donnerstagvormittag haben Viktoria und Sarina übrigens das Einhorn aus dem Sack gelassen. In ihrem jüngsten Video bestätigen sie die Sensation: „Wir gehen auf Tour!!!“ Elf Städte in Deutschland und Österreich, Termine zu den Herbstferien (D) beziehungsweise Allerheiligen (Ö). Geplanter Ablauf: „Wir werden gemeinsam lustige Challenges machen. Jeder von euch bekommt eine megacool Goodiebag.“ Eintrittspreis: 39 (Daisy-Paket) bis 89 Euro (Unicorn-Paket). 🐾!



„Inhalte kritischer zu hinterfragen. Das ist die Hauptkompetenz, um die es letztlich geht.“

Andrea Schaffar,
Sozial- und Kommunikationswissenschaftlerin



Schweigen der Eltern ist nicht Silber, aber Reden Gold für die Kinder

Nicht mit den Kindern zu reden sei vielleicht der größte Fehler, den Eltern machen können, sagt Jugendpsychiater Bender. Es beeinflusst den gesamten Lebensweg.

Ob in Balkonien, am Meer, in den Bergen, am See: Nutzen Sie die Ferien auch dazu, mit Ihren Kindern zu reden, je mehr, umso besser, und idealerweise in ganzen Sätzen, nicht nur in Befehlstönen und Verbotslitaneien. Denn elterliche Wortkargheit hat Auswirkungen, nämlich: lebenslanges Sprachdefizit der Kinder.

Eine Studie der Universität Chicago zeigt den Zusammenhang zwischen elterlicher Redseligkeit und kindlicher Intelligenzentwicklung auf. Die kognitive und sprachliche Entwicklung muss, darüber sind sich Hirnforscher und Psychologen einig, wie jeder andere Muskel trainiert werden, und zwar von klein auf.

Welches Schulmodell wir letztendlich als optimal für unsere Kinder erachten – Gymnasien, Neue Mittel- oder Gesamtschulen, differenziert oder eintöpflich – ist so gesehen schon zweitrangig. Dieser Studie zufolge haben 20 Monate alte Kinder redelustiger Mütter und/oder Väter 131 Wörter mehr in ihrem Wortschatz als gleichaltrige Kinder, die

von ihren Erziehungsberechtigten mehrheitlich angesprochen werden. Vier Monate später beträgt die Differenz bereits 295 Wörter. Und wächst. Und wächst. Die Bedeutung des Sprechens mit Kindern für deren intellektuelle Entwicklung ist empirisch nachgewiesen.

Während der Nachwuchs einsilbiger Eltern in seiner sprachlichen Entwicklung krass benachteiligt ist, beflügelt andererseits steter elterlicher Rede- und Ermutigungsfluss den IQ der Kinder. Macht sie klüger und, um ein bildungspolitisches Lieblingswort zu verwenden, kompetenter. Wenn man Glück hat, überdauert die Gesprächsfreudigkeit sogar die so wieso wortkarge Pubertät.

Nicht mit dem Kind zu kommunizieren sei vielleicht der größte Fehler, den Eltern machen können, sagt der Kinder- und Jugendpsychiater Stephan Bender. Und das Fernsehgerät ist als Leihoma untauglich. Denn die Sprache, die aus dem Fernseher oder Handy-Video kommt, ersetze aktive Konversation nicht. Ganz im Gegenteil führt der dauerberieselnde Fernseher zu einer Verminderung

des Wortschatzes. Mit jeder zusätzlichen Stunde, die der Fernseher im Hintergrund laufe, sagt der Ulmer Hirnforscher und Psychiater Manfred Spitzer, nehme die Anzahl der Äußerungen des Kindes deutlich ab – um 770 Wörter oder sieben Prozent, verglichen mit fernsehenthaltssameren Gleichaltrigen. Wer als Kind (zu) ausdauernd vor dem TV-Kastl sitzt, erreicht als junger Erwachsener einen schlechteren Schulabschluss, je früher und länger Kinder fernsehen dürfen, desto schwächer ihre späteren Lernerfolge.

Andererseits sind Kinder gut fürs Fernsehgeschäft. Sie schauen, so viel sie können, wenn sie nur dürfen. Wie viel Mord, Totschlag und Gewalt in Stunden

das in Summe ausmacht, könnte eine Textrechnung bei der nächsten Matura sein. (Denkhilfe: In den USA sind es durchschnittlich 32.000 Morde, 40.000 Mordversuche und 200.000 Gewalttaten, die ein durchschnittliches Kind im Laufe seiner zwölfjährigen Schulkarriere via Fernsehkiste miterlebt.) Die American Academy of Pediatrics ver-

ortet kindliches Übergewicht und die Zunahme von Typ-2-Diabetes, mellitus – auch – in ausuferndem TV-Konsum.

Spitzer formuliert es noch drastischer: Fernsehen macht Kinder dumm, krank, möglicherweise auch tot. Vor allem aber sprachlos. Elterliches Schweigen erledigt den Rest, da können Schulen nur mehr schwer gegensteuern. Dass dort dann auch nur mehr über Bildschirme gewischt anstatt mit der Hand geschrieben und in Büchern gelesen wird, erachtet Spitzer als bildungspolitisches Fiasko, denn nur analoges Lernen mache Kinder fit für die digitale Welt. Wie früh Ihre Kinder in der Schule mit Computern und Laptops hantieren müssen, darauf haben Sie nur wenig Einfluss. Aber: Reden Sie mit Ihren Kindern. Möglichst früh und möglichst viel. Lesen Sie Geschichten vor, statt ihre Kinder mit dem TV-Sandmännchen ins Bett zu schicken. Ist gut fürs Hirn. Und fürs Gemüt sowieso.

Zur Autorin:

Dr. Andrea Schurian ist freie Journalistin. Die ehemalige ORF-Moderatorin („Kunst-Stücke“, „ZiB-Kultur“) gestaltete zahlreiche filmische Künstlerporträts und leitete zuletzt neun Jahre das Kulturreport der Tageszeitung „Der Standard“. Seit Jänner 2018 ist sie Chefredakteurin der jüdischen Zeitschrift „NU“.

“
Eine Studie zeigt den Zusammenhang zwischen elterlicher Redseligkeit und kindlicher Intelligenzentwicklung auf.

An Donnerstag in „Quergeschrieben“:
Karl-Peter Schwarz

E-Mails an: debatte@diepresse.com